

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Hausfreundin

ein Buch für alle

Bender, Auguste

Bühl (Baden), 19XX

Sorle die Lumpenfrau

[urn:nbn:de:bsz:31-94295](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-94295)



Sorle die Lumpenfrau.



I.

An der Grenzscheide beider Gemarkungen, eine Ackerlänge von der großen Straße entfernt, lag eine von Baum- und Buschwerk dunkel eingeschlossene Mühle, die zu der sprichwörtlichen Wohlhabenheit des Baulandes einen seltsamen Gegensatz bildete. Der abseits führende Feldweg war zwar von Wagengeleisen gefurcht und zerschnitten, doch mündeten sie nicht in die mit Gras bewachsene Einfahrt, sondern verliefen sich rechts und links in das langgestreckte, vom Heimerbach durchzogene Wiesenthal, welches nach Süden durch eine Hügelkette, nach Osten durch den schönen Heimerthaler Wald seinen Abschluß fand.

Halb um die Mühle, von Nordosten kommend, schlängelte sich ein breiter, von Erlengestrüpp bewachsener Graben, der mehr Schlamm als Wasser und mehr Frösche als Fische enthielt. Südwestlich, in dem von hohem Haag gegen die Felber

abgegrenzten Grasgarten, befand sich das Wehr, von welchem ein zerbrochener, moosbewachsener Kandel in die Schufrinne führte. Hinter derselben erhob sich eine undurchdringliche Wildnis von halbvermoderten Kammrädern, zersprungenen Mahl-



steinen und allerlei mit Unkraut und Buschwerk bewachsenem Schuttgeröll, unter welchem in tiefem, schmalen Bette der Mühlgraben seinen Abzug in den Heimerbach hatte.

Auch das einstöckige Anwesen war in tiefem Verfall begriffen. Von dem schiefen Giebel war der Bewurf abgebröckelt, und die zwischen dem Fach- und Sparrenwerk klaffenden Ritze

waren nur notdürftig mit Heu und Moos verstopft. In der Bodenkufe hing ein windschiefer, verwaschener Fensterladen, und windschief, verwaschen und eingefunken war alles von den Kellerräumen bis zu dem wetterzerzausten, mit Moos und Mauerraute bewachsenen Strohdache. Es schien alles in Grau und Grün getaucht — allein es war nicht das Grün des Entstehens, sondern des Vergehens — Schimmel und Moder auf allem, was als ein Werk von Menschenhänden dem nagen- den Zahn der Zeit unterworfen war.

Und so schief, verschimmelt und eingefunken war auch der Müller und seine Ehehälfte. Niemand wußte oder kümmerte sich darum, woher die Leute gekommen waren; und wäre der Mathes nicht ein paarmal des Jahres in der Heimerthaler Kirche gesehen worden, so würde man ihn und seine Mühle gänzlich vergessen haben.

Es war ein Wunder, daß er sich überhaupt auf derselben halten konnte, denn nur das Hochwasser vermochte seinem Mühlrade einen frischen, fröhlichen Anstoß zu geben, so daß es sich in tanzender Bewegung auf dem Absatz herumdrehte und im Uebermaße seines Glückes die Handwerksregel ausplauderte:

„Stiehl tapfer! Stiehl tapfer!
Drei Sechstel vom Achtel“.

Doch solch ein wilder Freudentaumel konnte immer nur von kurzer Dauer sein; aus dem Hüpfen wurde bald wieder ein schleppendes Schreiten, ähnlich der Taktart:

„S'ich en armer Ma' daus — —
Gebt'm! Gebt'm!“

Und wenn der Gang des Mühlrades noch langsamer und feuchender wurde, dann pflegte auf dem Anwesen eine förmliche Verzauberung um sich zu greifen. Der Rauch auf dem Dache wurde immer dünner und durchsichtiger; der alte magere Hofhund ließ die Ohren hängen und schnappte nur im Traum

zuweisen nach einer vorbeisummennden Fliege; die wenigen Hühner wurden ruppig und struppig; die Gänse vermochten sich nur noch mühsam zum Heimerbach zu schleppen, wobei die vordere die Frage stellte:

„Wie lang ist's denn noch bis zur Ern'?“

„Sieben Wochen,“ seufzte die zweite; und die dritte ächzte hinten drein:

„O Brüder! Das erleben wir nimmer.“

Und so wie dem Geziefer, ging es schließlich auch dem Müller-Matthes. Die inneren Räder seiner schiefen, hageren Gestalt wurden immer schleppender; und eines Tages legte er sich hin und starb, ohne daß man wußte, wie es gekommen war.

Seine Witwe aber zog fort zu Verwandten oder Bekannten — es fragte niemand, wohin? — und die verwahrloste Mühle wurde von den Gläubigern zum Verkauf ausgeschrieben.

Alein es wollte sich keiner finden, der ein Angebot machte, am wenigsten ein ordentlicher Bauer oder Handwerksmann. Nicht, daß sich Geister- oder Gespenstergeschichten an das trübselige Gebäude knüpften; denn das würden die aufgeklärten Bewohner jener Gegend lachend in den Kauf genommen haben. Was aber die Eichheimer Mühle so unverkäuflich machte, war der ihr anklebende Fluch der Lächerlichkeit — ein gewisser unbeschreiblicher Arme-Leut-Geruch, wie er sich in der verspotteten Gangart des Mührades, sowie in anderen, das verlotterte Wesen bezeichnenden Redensarten und Wigen kundgab.

Unter diesen Umständen erregte es die größte Verwunderung, als sich auf einmal — mitten im kalten Winter — das Gerücht verbreitete, daß der Eichheimer Nathan die Mühle gekauft oder gepachtet habe. — Das Unglück dieses Mannes schien damit jetzt erst in seinem vollen Umfang zu Tage getreten und sein Loos besiegelt auf Lebenszeit. Denn bis dahin war es nie erhört worden, daß sich einer aus eigener Kraft aus jener Unglücksstätte wieder herausgearbeitet hatte. Alle

waren entweder hinausgeworfen, oder — wie der letzte Müller — hinausgetragen worden, ohne daß sich jemand besonders darum gekümmert hätte.

Um den Nathan Ehrmann dagegen war allgemeines Klagen und Trauern; denn er war einer altangesessenen, allgemein geachteten Familie angehörig und nicht durch eigenes Verschulden in diese Not gesunken. — Von seinem Vater, den er bereits im frühen Jünglingsalter verloren hatte, war ihm ein ausgebehnter Viehhandel zugefallen, der weit ins württembergische Ländchen bis ans Allgäu reichte. Ja, der unternehmungslustige junge Mann dehnte seine Geschäftsreisen zuweilen bis an den Bodensee aus, wo seine Mutter herstammte, und dort war es auch, wo er sich eines Tages eine hübsche, junge Frau geholt hatte.

„Sie ist brav und gut,“ sagte er zu seiner Mutter, „doch dürft ihr sie nie nach ihrem Vermögen fragen, denn sie hat nichts, als was sie sich während der drei Jahre ersparte, als sie im Hause eures Bruders diente.“

Aber das hatte die alte Frau schon zuvor gewußt und sich im stillen mit dieser ungewöhnlichen Thatsache vertraut zu machen gesucht. Denn Nathan hätte um die reichsten Töchter des Landes freien dürfen und würde überall mit offenen Armen empfangen worden sein. Und so war es der würdigen Frau Ehrmann freilich ein bißchen hart angekommen, daß eine so weit herkommende und doch so arme Schwiegertochter sich in das stattliche Eckhaus am Brunnen, das sie mit ihrem seligen Gatten so wohlulich eingerichtet hatte, nun zeitweilig ins warme Nestchen setzen sollte, ohne dazu ein Gräschen oder Hälmchen beigeuert zu haben.

Kaum aber hatte sie dem so schüchtern und anmutig vor ihr stehenden jungen Mädchen in die klaren, blauen Augen geschaut, als sie ihr alles in Gedanken abbat, was sie bis dahin in der heimlichsten Falte ihres Herzens gegen sie ge-

argwöhnt hatte. Sie nahm sie auf in ihre Mutterarme und gab ihr den Segen ohne Rückhalt und Einschränkung.

„Was hat sie denn für Haare?“ wandte sie sich dann an ihren Sohn, als jene hinausgegangen war.

„Braunrote,“ entgegnete Nathan etwas zögernd.

„Krumme (Krause)?“ forschte sie weiter.

„Nicht, daß ich wüßte!“

„Nun, dann wird sie doch vielleicht nicht jähem Sinnes sein,“ tröstete Frau Ehrmann; und sie sollte sich nicht getäuscht haben, denn eine bessere Schwiegertochter als das schöne Sorle hätte sie im ganzen Baulande nicht mehr finden können.

Alles schien ihr unter den Händen zu wachsen und zu gedeihen. Sie mußte aus wenigem viel zu machen und allein das Haus in solch musterhafter Ordnung zu halten, wie es früher keine zwei vermocht hatten. Und das wurde auch nicht anders, als später ein kleiner Bube in den Zimmern herumspwang und das Unterste zu oberst zu kehren suchte. Ehe man wußte wie, war wieder Ordnung hergestellt, ohne daß ein lautes Wort gefallen wäre.

Die Großmutter starb bald nach der Geburt eines zweiten Enkelchens, und Sorle war jetzt unumschränkte Gebieterin in dem geräumigen Anwesen. Betreffs der Geschäfte ihres Mannes aber suchte sie sich stets der Einmischung zu enthalten; und auch wenn der Nathan oft eine Woche lang nicht nach Hause kam, pflegte sie keine Frage zu stellen, sondern ruhig abzuwarten, was er ihr mitzuteilen beliebte.

Doch dieses änderte sich im Laufe weniger Monate; denn wie hätte sie es ruhig mit ansehen können, daß die klare, offene Stirn ihres Gatten sich allmählich verdüsterte, sein Blick ausweichend und sorgenvoll, sein sonst so elastischer Gang schleppend und langsam wurde, als ob er eine unsichtbare Bürde auf den Schultern trüge.

Und sie bat und flehte, er solle ihr seinen Kummer anvertrauen, da es der Frau gutes Recht sei, dem Manne die

Hälfte desselben abzunehmen. Und dann versuchte er, heiter zu scheinen und Witz zu machen, die ihm aber noch schwerer als in früheren Zeiten gelingen wollten. Doch der Gattin klares Auge durchschaute alle Verstellungskünste.

Und dann ereignete sich, was nicht mehr abzuwenden war, und was mit Ausnahme der jungen Frau die Klein-Eichheimer Gemeinde vorher gesehen hatte: Ueber Nathans Haus, Fahrnisse, Liegenschaften und ausstehende Gelder wurde ein gerichtliches Verzeichniß aufgenommen; denn „durch Bürgen kommt Bürgen“, und sein bester Freund, der Mousche Löb, war der Hefker seines Wohlstandes geworden, wie dies auch anderen Orts der Fall zu sein pflegt.

Sorle litt unsäglich, als sie diese Entdeckung machte, und zwar mehr in der Seele ihres Mannes, als in ihrer eigenen; war sie doch von Jugend auf mit Not und Armut handgemein gewesen und wußte, was ein frischer Sinn und ein Paar kräftige Arme zu bedeuten hatten. Freilich waren damals noch keine Kinder vorhanden, doch auch diese hätten ihr Muttergut in ihren gesunden Gliedern und aufgeweckten Köpfen mit auf die Welt bekommen.

Ihre Sorge galt also hauptsächlich dem heißgeliebten Ehegatten, der als das Kind vermöglicher Eltern einem derartigen Schicksalswechsel am wenigsten gewachsen schien.

Anfangs hatte sie freilich noch gehofft, aus den Trümmern ihres Wohlstandes wenigstens das Haus retten zu können, in welchem Nathan nebst seinen Kindern das Licht der Welt erblickt hatte. Doch auch diese Hoffnung war ein trügerisches Irrlicht gewesen; denn die Frau des Mousche Löb hatte ihr Vermögen an sich gezogen, und damit war dessen Ruin, und mit ihm der seines besten Freundes, endgültig besiegelt worden.

Nathans Schicksal erregte allgemeine Theilnahme; der Löb aber, für den Nathan gebürgt hatte, mußte sich allenthalben die härtesten Nachreden gefallen lassen; denn es war nicht die Not eines Ertrinkenden gewesen, die ihn getrieben hatte, sich

an die Rockschöße seines Ketters anzuklammern und diesen mit sich in den Abgrund zu reißen; es war — ja, was war es denn? Hochmut, Eigensinn, Gewinnsucht, Hartnäckigkeit, jeder hatte eine andere Deutung für Mousche Löb's Beweggründe, und er that nichts, sich gegen irgend eine zu verteidigen.

So viel aber war außer Zweifel, daß er sich mit seinem jüngeren Better, dem Kusel (Karl) Wertheimer, in grimmigsten Wettbewerb befand. Er hatte von vornherein dagegen protestiert, daß jener sich weiter unterhalb der Hauptstraße gegen Heimerthal ansiedelte, woher des Mousche beste Kundschaft zu kommen pflegte; denn in keiner der drei wohlhabenden Heimerthaler Ortschaften befand sich ein einziges Ellenwarengeschäft und überhaupt kein jüdischer Handelsmann.

Es wäre freilich für beide Kaufleute genug zu verdienen gewesen, allein der Mousche Löb hatte Dorf und Umgegend bereits als seine rechtmäßige Domäne angesehen und demzufolge seinen jüngeren Better als einen frechen Eindringling behandelt, dessen aufblühendes Geschäft zu vernichten er fortan zu seiner Lebensaufgabe machte.

Als der Kusel in seinem zu ebener Erde gelegenen Laden ein Schaufenster einrichtete, ließ der Mousche das untere Geschloß seines Hauses, in welchem sich bis dahin die Keller- und Waarenräume befunden hatten, gleicherweise zu einem Laden mit sogar zwei Schaufenstern ausbauen. Es war dies völlig überflüssig, indem das Haus etwas abseits von der Heerstraße stand und von niemand aufgesucht wurde, der nicht zuvor schon davon gewußt hatte.

Die Kundschaft des Mousche Löb war folglich durch den Umbau weit weniger gewachsen, als seine Schulden, ja viele meinten, daß sie sich dadurch verringert habe; denn es liegt in der Natur der Menschen, sich zurückzuziehen, wo man sie merken läßt, daß sie gar zu sehnlichst erwartet werden.

Dazu kam, daß der Kusel, der weit in der Welt herumgekommen war, ungleich billigere Bezugsquellen als sein wenig

gewanderter Better hatte, und deshalb auch billiger verkaufen konnte.

Dies verbitterte den Mousche Löb dann immer heftiger, und er suchte die Preise seiner Waren in gleicher Weise herabzusetzen; denn wenn er den anderen, wie er meinte, nur erst einmal geschäftlich tot gemacht hätte, so könnte er, wie vordem, die gleichen Gewinste nehmen. — Doch sollte er sich verwundern, was der Kusel für ein zähes Leben hatte. So weit er auch sein Geschäft noch ausdehnen, so niedrig er seine Preise stellen mochte, es sollte ihm nicht gelingen, die sich verlierenden Kunden wieder anzulocken. Und das einzige Mittel, das ihm noch geblieben wäre, nämlich mit seinem Konkurrenten ein Verständniß betreffs der Preise oder gar ein Compagniegeschäft einzugehen, konnte bei seinem eigensinnigen, verschlossenen Wesen nicht in Frage kommen.

So ging es, wie es immer geht, wenn einer dem anderen eine Grube graben will und sein Handwerkszeug nicht geschickt genug zu handhaben weiß. — Schade nur, daß der Mousche auch seinen besten Freund in seinen Fall verwickelte; denn dies verzieh ihm weder Jude noch Christ.

Der Nathan allein hatte kein bitteres, tadelndes Wort für den Bersetzten und suchte das Gespräch abzubringen, wenn jemand die traurige Geschichte, die den ganzen Herbst über in der Leute Mäuler umging, wieder aufzuwühlen suchte.

So war er schließlich froh, als ihm die einsame Mühle zum vorläufigen Unterschlupf angeboten wurde, um nur die Stichel- und Schimpfreden auf den Mousche nicht länger mehr mit anhören zu müssen. Denn viele waren der Meinung, daß jener nur einen Scheinbankrott gemacht und die über Bedarf eingekauften Waaren heimlich beiseite geschafft habe, um später, wenn erst über die Sache einmal Gras gewachsen wäre, in irgend einer Großstadt ein neues Geschäft anzufangen.

Der Nathan allein stimmte nicht in das allgemeine Verdammungsurtheil, und obgleich ihm des öfteren zu Gehör ge-

redet wurde, daß sein ehemaliger Freund jetzt sein erbittertster Feind geworden wäre, so blieb er nichtsdestoweniger bei seiner Aussage, daß der Mousche Löb keiner absichtlichen Schlechtigkeit fähig sein könne.

Manch recht und redlich Gesinnter bewunderte diese milde Denkungsart des schwer Geschädigten, die ihn auch dann noch nicht im Stiche ließ, als er seinem Elternhause den Rücken kehren mußte.

II.

Es war zu Anfang des neuen Jahres, als der Nathan in die verwahrloste Mühle zog — bei einem so nasskalten Wetter, daß man, wie die Leute sagten, keinen Hund auf die Gasse hätte hinausjagen mögen.

Sorle war bereits am Vormittag mit Fußkübel und Scheuerlappen vorausgeeilt, um die ausgehöhlten Dielen einer nochmaligen Bearbeitung zu unterziehen. In dem zwischen Stube und Kammer eingemauerten Kachelofen rauchte währenddessen etwas grünes, nasses Baumgezweig, das sie im Grasgarten unter zerschmelzendem Schnee und Eis aufgelesen hatte; kein Wunder, daß es nicht in Flammen kommen wollte.

Die Finger waren dem armen Sorle schon lange blau und steif gefroren, denn ein Windstoß um den anderen fuhr durch die rissigen Fenster und Lehmwände, und dann wieder aufs Strohdach hinauf und durch den haufälligen Schornstein herab, um die mattglimmenden Reifstengel vollends auseinanderzuwerfen und auszulöschen.

„Ach Gott, was ist doch der Winter so hart für die armen Leut!“, seufzte Sorle und war froh, daß wenigstens ihre beiden Knaben bei guten Nachbarnleuten geborgen waren.

Und jetzt kam auch der Nathan mit einem doppelrädigen Karren, auf welchem sich unter anderem auch ein Korb mit dürren Holzflößen befand. Außer den Bettstellen aber hatte der Nathan nicht viel mehr mitnehmen können, und nachdem man sie in die Kammer gebracht und aufgeschlagen hatte,

machte er sich abermals auf den Weg, um die kleine Küchen-einrichtung und die wenigen Vorräte nachzuholen.

So hatte Sorle Zeit gewonnen, ein ordentliches Feuer anzuzünden und einen Topf mit Kaffeewasser aufzustellen. Dann machte sie sich eilig daran, die halb erblindeten Fensterchen mit weißen Mouffelinvorhängen zu bekleiden. Dagegen nahmen sich die rußgeschwärzten Wände dann freilich um so häßlicher und schmutziger aus, und Sorle zerbrach sich lange den Kopf, was da zu machen wäre, da man doch bei solch naßkaltem Wetter nicht tünchen konnte.

Doch hatte sie es draußen unter dem Haage nicht wie Ephen oder Immergrün im Schnee schimmern sehen? Und ohne der Wasserlachen des rissigen Bodens zu achten, eilte sie in den Baumgarten, und bald waren die dunkelsten Stellen der kahlen Wand mit frischem Grün bedeckt, und es war noch genug vorhanden, um draußen über der Stubenthüre einige zum Kränzchen geformte Ranken aufzuhängen.

Durch die Fenster fiel bereits der fahle Abendshimmer, als Nathan mit seiner Ladung zurückkehrte, doch ohne die Knaben mitzubringen. Denn Männle (Emanuel), der jüngere, hatte so fest geschlafen, daß er nicht zu ermuntern war, und so hatte man auch den älteren dort lassen müssen.

Sorle öffnete leise die Stubenthüre, um etwas Licht in den schon völlig dunklen Vorplatz zu lassen.

„Der Herr segne deinen Eingang, Nathan!“ grüßte sie lächelnd, als jener mit Staunen auf der Schwelle des schon einigermaßen durchwärmten Raumes verweilte. Einen dankbaren Blick auf seine Frau und dann nach oben gerichtet, murmelte er einige Gebetsworte, worauf er sanft die Thüre schloß und seinen Stoc in eine Ecke stellte.

Sorle betrachtete ihn währenddessen mit unverkennbarer Besorgnis. Die Blässe seines wohlgebildeten Gesichtes war noch auffallender als gewöhnlich, und als er jetzt ein Vorhängchen des Fensters zurückstrich, bemerkte sie, daß sich unter

dem seidenweichen, kohlschwarzen Haargelocke die ersten Silberfäden zeigten.

Rasch verschwand sie in der Kammer, um die hervorstürzenden Thränen zu verbergen, und als sie dann wieder in die Stube kam, war die Dämmerung bereits hereingebrochen, und es war finster genug für die beiden Eheleute, um ihre sorgenvollen Blicke der gegenseitigen Wahrnehmung zu entziehen.

Sorle hatte unter dem Gerümpel noch einen morschen Ast gefunden, den sie über dem Knie zerbrach, während das im Ofen knisternde Feuer eine zuckende, zitternde Helle über ihre feine Gestalt verbreitete.

Als sie dann, geräuschlos hin und her gehend, noch einige Ordnung geschafft hatte, ließ sie sich auf die Bank an der Schmalseite des Tisches nieder, wobei sich ihren Lippen ein leichter Seufzer entrang.

„Was ist's?“ fragte Nathan teilnahmsvoll. „Ich fürchte, du hast dich überangestrengt?“

„Nein, o nein! Ich habe nur eben darüber nachgedacht, wie viel besser du jetzt daran sein würdest, wenn du eine vermögliche Frau geheiratet hättest.“

„Wie kannst du nur auf solche Gedanken kommen?“ versetzte Nathan vorwurfsvoll. „Eine Frau wie du ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Wo andere heulen und lamentieren über Dinge, die nicht zu ändern sind, da sprichst du einem Trost und Hoffnung ein und nimmst einen so großen Teil der Last auf deine Schultern, daß der Rest kaum noch zu spüren ist. Du verstehst es, die elendeste Hütte zu einem Paradies zu machen, so reinlich und stink und accurat, wie du bist. Und noch ehe ich dich mit den Augen meines Leibes gesehen hatte, wußte ich schon, daß keiner mit dir angeführt wäre.“

„Dies und das hat die Sorle gekocht, gebacken, gebraten und eingemacht. Der Boden so weiß wie ein Rabbinerstisch, kein Stäubchen auf den Möbeln, kein Unthätle an dem Küchengeschirr.“ — Und als ich den Dunkel und die Tante so sprechen

hörte, da vergaß ich all das herrliche Essen und schaute in einem Fort nach der Thüre, ob du nicht endlich erscheinen und zuguterlezt den Kaffee bringen würdest. Aber es kam noch etwas Besseres — ein Apfelschalet, wie ich zeitlebens noch nichts gekostet hatte. — Und ich sah, wie stolz der Onkel und die Tante auf deine Kochkunst waren. — Und als du dann endlich selber kamst — so zierlich und so klein und sauber anzusehen, wie aus dem Ei geschält, und immerfort auf den Boden blickend, so gerne ich dir auch in die Augen geschaut hätte — da wußte ich, die ist's und keine sonst, sofern sie mich mag und meine Mutter ihren Segen dazu giebt.

„Sie ist rechtschaffener Leute Kind,“ sagte der Onkel, als du wieder aus dem Zimmer gegangen warst, „und sie wird auch nicht wie eine Magd, sondern wie das Kind vom Hause gehalten. Solltest mal hören, wie die kleine Person die Metzgerburschen abfahren läßt, wenn einer ihr den Hof zu machen sucht. Und sie haben jetzt auch alle gewaltigen Respekt vor ihr, und es getraut sich keiner mehr, ihr nachts vor die Fenster oder Thüre zu kommen.“

„Und von alledem hast du mich nicht das Geringste merken lassen?“ warf Sorle dazwischen.

„Nein! Ich wollte zuerst noch den Rabbiner und dann deine Eltern sprechen, und bis dahin suchte ich Mund und Augen im Raum zu halten. Der Rabbiner aber hat nichts als Gutes und Schönes von dir gewußt — und deine Eltern haben dich mir nicht nachgeworfen und du dich selbst am wenigsten. Wie kannst du dir also solch trübe Gedanken machen, als ob ich nur eine Stunde vergessen könnte, welcher einen Schatz mir Gott in dir beschieden hat! Ein Dach über dem Kopfe hat er uns allbereits gegeben; und so wird er es auch an einem Stücklein Brot nicht fehlen lassen.“

Sorle stand auf und tastete sich der Stelle zu, wo der Sprecher auf einem Holzstuhle Platz genommen hatte.

„Hab' Dank, Nathan!“ sagte sie, ihm über die weichen

Haare streichend. „Du hast mich heut' zum zweitenmal ge-
freit; und will's Gott, so wirst du es auch künftig nicht zu
bereuen haben. Weißt du noch, wie schwer es mir gefallen ist,
dich zum erstenmal ‚du‘ zu nennen, so lang auch unser
Brautstand dauerte? Jetzt aber fasse und halte ich dich auf
Lebenszeit; und wie du einst meine eigene Armut um meiner
Person willen gering geachtet hast, so wollen wir's jetzt auch
mit der deinigen halten und uns im Glauben und Gott-
vertrauen nach unserer Decke strecken, so kurz sie auch ist.
Warme Füße werden wir doch bekommen, solange wir im
Herzen die Liebe nicht erlöschen lassen.“

„Amen!“ bestätigte Nathan; „und jetzt wollen wir zum
erstenmal die Lampe in unserer neuen Heimat anzünden,
zuvor aber beten, daß der Gott unserer Väter auch diese Stätte
heilige, wo noch nie ein Mann vom Stamme Israel ge-
essen hat.“

„So sei es,“ versetzte Sorle. Und es ward stille in dem
kleinen Gemach, und man hörte nur zuweilen, wie die beten-
den Lippen sich in leisem Gemurmel bewegten.

III.

In der Wohnung des Mousche Löb sah es derzeit nicht
halb so heimisch, wie in der abgelegenen Mühle aus, obgleich
dieselbe sich in dem sogenannten Schloß — einem lang-
gestreckten Gebäude mit mehreren Eingängen, breiten Fluren
und großen Fenstern — befand. Auch die Möbel waren noch
vollzählig und in guter Beschaffenheit, und Kisten und Kasten
wohlgefüllt von Weiß- und Silberzeug. Denn die Frau des
Mousche Löb hatte alle bewegliche Habe mit Beschlag belegt,
so sehr auch ihr Gatte dagegen protestieren mochte.

Als dem Mousche das Ellenmaß aus der Hand genommen
wurde, hatte Frau Fanny zu Schere und Nadel gegriffen,
um die Künste ihrer Mädchenjahre zum Broterwerbe nutzbar
zu machen, wie sie es bis dahin für ihre aufwachsenden Kinder
gethan hatte. Es waren ihrer vier — der älteste, ein Sohn,

war sieben Jahre alt, das jüngste, ein Mädchen, etwa zwei. Stütze konnte ihr somit noch keines sein. Doch wurde sie auch nicht viel in ihrer Arbeit von ihnen gestört, besonders solange der Vater zu Hause war. Sobald sein Schritt auf dem langen Gange hörbar wurde, versteckte sich jedes in die hinterste Ecke der geräumigen Wohnstube oder ins Nebenzimmer. Auch Fanny pflegte dann ängstlich ihren Anzug zu mustern, das weiße Häubchen über dem schwarzen Scheitel fester zu stecken und dann nochmals einen suchenden Blick auf Stühle und Fußboden zu werfen, ob nicht irgendwo noch ein Kleidersegen zu entdecken wäre.

Denn wie sie es auch anstellen mochte, der Mousche hatte noch immer etwas zu schelten und zu tabeln gefunden. Sie konnte ihm nichts mehr zu Danke machen, besonders seit es ruchbar geworden war, daß der Nathan in der verwahrlosten Mühle eine Zuflucht suchen mußte. Und heute, an dessen Umzugstag, war er bereits in aller Frühe ohne Gruß davongegangen und seither nirgends mehr gesehen worden. Jedemfalls war er über Feld in einem der drei Heimertthale, wo er sich eine Kundschaft als Schmußer zu gründen suchte — das heißt, allenthalben Nachfrage hielt, wo es ein Stück Vieh zu kaufen oder zu verkaufen gab — und was damit zusammenhing.

Es war schon dunkle Nacht, als er nach Hause kam, ohne guten Abend zu sagen und mit noch unfreundlicheren Mienen und Augen, als man sonst an ihm zu sehen pflegte. „Ein Glück,“ dachte Fanny, „daß die Kinder sich bereits zu Bett begeben, haben.“

Sie erhob sich rasch, um dem Gatten Hut und Stock abzunehmen. Er aber sah an ihr vorbei, als ob sie Luft gewesen wäre, und entledigte sich schweigend seines Ueberzieher's. Darauf ging Fanny an den Ofen, um das Essen herunter zu nehmen und auf den bereits gedeckten Tisch zu stellen. Der Mousche aber warf sich auf einen Stuhl am Fenster und sah

angelegentlich in den dunklen Hof hinab, indem er sich den dichten schwarzen Vollbart mit seinen großen Händen strich.

Dann stand er wieder auf, schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab, murmelte einige unverständlichen Laute und fuhr sich dann über die buschigen Augenbrauen, als ob ihn etwas am Sehen hinderte.

Fanny wagte es nicht, eine Frage zu stellen. Sie setzte sich wieder an ihre Arbeit nieder, und ihre kränkliche Gesichtsfarbe schien noch gelber als gewöhnlich geworden.

„Hör' auf!“ befahl der Mousche endlich mit unwirscher Stimme. Sie that es ohne Widerrede.

„Weißt du auch, daß der Nathan heute in die Mühle gezogen ist?“

„Ja!“ hauchte sie mit zitternder Stimme.

„Und du beharrst noch immer auf deinem Eigensinn?“

„Welchem Eigensinn?“

„Thue nicht so unschuldig!“ rief er vor ihr stehen bleibend und sie mit zornfunkelnden Augen messend. „Die fünfhundert Gulden meine ich, die ihm dies Schlimmste vielleicht noch erspart haben würden.“

Sie ließ die Hände vom Schoße sinken und blickte den Entrüsteten mit hilflos flehendem Ausdruck an.

„Wenn es sich um niemand als uns beide allein gehandelt hätte,“ entgegnete sie dann mit zuckenden Lippen, „so würde ich längst gesagt haben: Hier, nimm was du brauchst — nimm alles, was mein ist — und ich will nicht fragen, was du damit zu thun gedenkst. Aber ich habe ja Kinder; und wie dürfte ich die unschuldigen Kleinen berauben, um eines fremden Mannes willen?“

„So! Hat der Nathan etwa keine Kinder? Er kann mit ihnen nun sehen, wo er bleibt, nicht wahr, nachdem er sein Alles für uns geopfert hat! Uns, sage ich; denn du hast nicht weniger Schuld an meinem Untergange als ich selbst. Anstatt mich zurückzuhalten, hast du mich aufgestachelt;

du wolltest eben die einzige Kaufmannsfrau im Dorfe sein. Und als es dann schief ging, hast du dich zu allererst von mir zurückgezogen und auf Absonderung deines Vermögens angetragen.“

„Um meiner Kinder willen!“ warf Fanny mit dem Mute der Verzweiflung ein.

„Gewiß, um deiner Kinder willen! Und weil ich dir als ihr Vater nichts gegolten habe, so will ich auch dein Mann nicht länger sein — und so scheidet sich mich von dir im Angesichte Gottes, wenn wir vor den Menschen auch noch zusammenbleiben müssen. Denn falsch — falsch bist du gegen mich gewesen von Anbeginn! Ich glaubte eine wohlgewachsene stattliche Person zu ehelichen und erhielt statt dessen ein ausgestopftes Drahtgestell. Das Weißzeug, das ich für unseren gemeinsamen Bedarf nach Hause schleppte, hast du mit deinem Mädchennamen gezeichnet, um es als dein alleiniges Besitztum in Anspruch nehmen zu können. Deine Verwandten hast du mir abspenstig gemacht, so daß ich mich an keinen um Rat und Hilfe wenden konnte. Meine Bitte um elende fünfhundert Gulden — wo dir Tausende verblieben sind — hast du gleich nichts geachtet — und heute bat ich darum zum letztenmal! Fortan soll mein Mund dir verstummen, drei volle Jahre lang, falls ich bis dahin das Leben erhalte. Denn da drinnen —“ und er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte — „ist nicht mehr alles in Richtigkeit, seit ich so ehrlos vor den Leuten und meinem besten Freund geworden bin. Handelt es sich um die Kinder, so kannst du mir schreiben, und ich werde dir auf dem gleichen Wege Antwort geben. Wirst du krank — was Gott verhüten möge! —, so werde ich dich pflegen und es dir an nichts mangeln lassen. Nur darfst du mir deine Verwandten nicht auf den Hals hegen, und geschieht es dennoch, so werde ich mein Hausrecht gebrauchen. Verstehst du mich? Und zur Bekräftigung dessen, was ich gelobt habe, hebe ich diese drei Finger zum Himmel auf und rufe Gott zum Zeugen an — —“

Er hielt inne; denn Fanny war mit einem leisen Aufschrei vom Stuhle gesunken, und unter der Thüre des Nebenzimmers stand leichenblaß das älteste Söhnchen im Nachtkittelchen, doch scheuchte ein drohender Blick des Vaters den Bitternden in sein Versteck zurück.

Ohne eine weitere Miene zu verziehen, nahm er die Bewußtlose vom Boden auf und trug sie aufs Sofa, als ob sie ein Kind gewesen wäre. Denn er war ein großer Mann von kräftigem Gliederbau, und dem entsprach sein stark gebauter Kopf mit dem mächtigen Haarwuchs und den großen, schwarzen Augen, die nur wenig Weißes sehen ließen.

Er strich die Ohnmächtige zunächst mit Wasser an und flößte ihr stärkende Tropfen ein, die er aus dem Wandschrank genommen hatte. Und als sie dann die Augen aufschlug und sich verwundert im Zimmer umblickte, eilte er mit großen Schritten auf den Gang hinaus und klopfte ans Zimmer einer Flurnachbarin.

„Der Fanny ist es schoufel geworden,“ rief er durch die Thürriße. „Komm' ein bißchen herüber, Ristele (Rebekka)! Ich will derweil nach deinen Kindern sehen; und wenn du es für nötig hältst, so will ich noch diese Nacht den Doktor holen.“

So benahm sich der Mousche als ein Muster von einem Ehemann, unbeschadet des Schwures, den er sich und Fanny geleistet hatte. Denn niemand hörte ihn von jenem Abend an ein direktes Wort an seine Gattin richten, und niemand wußte dafür einen anderen Grund zu finden, als daß er eben ein verstockter eigensinniger Charakter wäre, in dessen Nähe sich nicht gut weilen ließe.

IV.

Es war am Vorabend vor Lichtmeß. Frau Sorle Ehemann hatte den ganzen Tag geflickt und geschneuert und für den folgenden Sabbath das Essen gerichtet. Sie konnte es nicht mehr erschwingen, sich eine „Schabbesgoje“ zu halten,

doch hatte es ihr bis jetzt noch nie an einer mitleidigen Seele gefehlt, die am Festmorgen zu ihr kam, um Feuer zu machen und das zu wärmende Essen aufzustellen, auch wenn sie wenig mehr als ein „Vergelt's Gott!“ dafür bekam.

Die Hände an der blauleinenen Küchenschürze trocknend, überblickte sie jetzt noch einmal ihr Tagewerk mit zufriedenen Mienen; denn es sah alles so wohlgeordnet und sauber aus, daß man gar nicht daran dachte, wie dürstig es war.

Am weißgeseuerten Tisch, über welchem bereits die Sabbathlampe aufgehängt war, saßen die zwei schwarzäugigen Buben und blättern in einem alten Abcbuch, wobei Frum (Abraham), der ältere, nach Kinderweise den Schulmeister spielte. Darauf ging es ans Rechnen.

„Zähle, Männle,“ befahl der Gestrenge.

„Eins, drei,“ stämmelte der dreijährige Schüler.

„Eins, zwei,“ verbesserte der Lehrer.

„Zwei, fünf,“ fiel der kleine Rechenkünstler freudig ein.

Frumchen zankte, die Mutter lachte und eilte auf den Kleinen zu, um ihm ein paarmal über den schwarzen Krauskopf zu fahren.

„Du wirst zeitlebens kein Handelsmann, wenn du nicht besser rechnen lernst,“ schalt sie zärtlich, indem sie ihn auf die Stirne küßte.

„Ich auch nicht,“ versetzte Frum, sich in die Brust werfend.

„Nicht? Und was denn sonst, wenn man fragen darf?“

„Müller,“ erklärte jener; und die Mutter war plötzlich ernst geworden.

„Wenn's Gottes Wille ist, sollt ihr beide etwas Rechtes werden,“ entgegnete sie dann mit gefalteten Händen. „Doch wo der Vater nur so lange bleiben mag?“ setzte sie leise hinzu. Und sie warf einen unruhigen Blick nach der Richtung, von wo er kommen mußte.

Dann trat sie noch näher ans kleine Fenster und spähte nach dem Wiesenthal, über welches sich schon am Morgen ein

grauer Nebelschleier gebreitet hatte, der sich jetzt zusehends verdichtete, so daß er von der weißen Schneedecke kaum mehr zu unterscheiden war.

„Es giebt Tauwetter,“ seufzte sie, „und der Nathan hat keine wasserdichten Schuhe mehr.“ Und ihr Auge bohrte sich noch heißer durch die sinkenden Abend Schatten.

Sie zündete darauf die Festsampe an, die den Heimkehrenden als Vorbote des kommenden Ruhetages schon von der Ferne begrüßen sollte, und nahm das Gebetbuch vom Wandbrett herunter. Aber auch dies vermochte nicht den Geist der Besorgnis zu bannen; denn nachdem ihr Gatte bereits drei volle Tage abwesend war, würde es ihn zum Anbruch des Sabbath's gewiß schon früher nach Hause getrieben haben, wofern ihm nichts begegnet wäre.

Doch was sollte ihm begegnet sein? Er hatte keinen einzigen Feind auf der Welt, den Mousche Löb natürlich ausgenommen. Und gerade um dessentwillen war er ja so weit ins Thal hinunter bis in den Jagstgrund gegangen, damit sie sich in ihrer jetzt gemeinsamen Beschäftigung nicht immer in die Quere kämen.

Hier stockte sie in ihrem Gedankengang, denn sie glaubte auf der oberhalb vorbeiführenden Landstraße einen schlürpfenden Fußtritt durch die Abendstille zu hören.

Die Gestalt aber schien größer als die ihres Gatten; und um besser sehen zu können, öffnete sie den Fensterflügel. Nun meinte sie in dem späten Wanderer den Mousche Löb zu erkennen, und hastig schlug sie das Fenster zu; denn was konnte ihr von einem so bösen Manne Gutes kommen? Trug nicht er die Schuld an all ihren Zweifeln und Beängstigungen? Als Viehhändler, der auf eigene Rechnung kaufte, brauchte Nathan nie so spät am Freitagnachmittag nach Hause zu kommen; er konnte den Leuten seine Bedingungen vorschreiben, während er als armer Makler sich ängstlich an die ihnen passenden Stunden halten mußte. Sie wünschte dem Mousche

Löb nichts Arges für seine Uebelthat, hoffte aber zu Gott dem Gerechten, daß er ihn auch nicht dafür belohnen werde — nicht in diesem Leben und nicht in einem anderen.

Und jetzt war ihre Besorgnis unerträglich geworden. „Betet, Kinder!“ rief sie, ein Tuch umwerfend und hinaus eilend in der Richtung nach Oberheimerthal.

Allein Nebel und Abend Schatten waren so dicht geworden, daß die arme Frau nicht auf mehr als fünfzig Schritte in die Ferne sehen konnte. Was sollte sie thun? Ihre Kinder im Stiche lassen auf der winterlichen Heide — nach dem nächsten Wirtshaus — — Welch ein Unsinn! Als ob der Nathan sich je an einem solchen Ort verspätet hätte! Nichts als ein Unglück konnte ihn so lange ferne halten.

Wie Sorle gesürchtet, hatte ein Unfall ihres Mannes Rückkehr verzögert. Nach einer weiteren Viertelstunde qualvoller Wartens tauchte der lang Ersehnte mit hastigen, aber unsicheren Schritten aus dem Nebel auf und stand jetzt wankend und keuchend unter der von innen geöffneten Thüre. Er war kreidebleich mit verwirrten Haupt- und Barthaaren und über und über von Wasser triefend, das zum Theil in gefrorenen Zapfen an seinen Kleidern hing.

Sorle schrie laut auf, als sie den Gatten in diesem Zustande erblickte, doch dauerte ihre Fassungslosigkeit nur einen Augenblick. Dann riß sie ihm den Zwergsack von der Schulter und die Kleider vom Leibe; und darauf wurden aus der feuchtkalten Kammer die Betten herbeigeschafft und um den Frostgeschüttelten herumgewickelt. Denn was fragte sie jetzt noch danach, ob der Sabbath angebrochen sei? Es galt ja das Leben ihres Gatten zu retten, und das konnte ihr Gott der Herr doch sicherlich nicht übel nehmen!

In der weichen Umhüllung auf dem Strohsack ruhend und von innen durch heißen Kaffee erwärmt, berichtete dann Nathan, was ihm begegnet war.

Am Ausgange von Oberheimerthal wollte er, um desto

rascher nach Hause zu gelangen, eine Krümmung abschneiden und mußte in dem rissigen, schmutzigen Schnee den Pfad verfehlt haben. Denn ehe er wußte, wie es gekommen war, lag er in einer Wasserlache — einer offen gelegten Kalkgrube, deren schmelzendes Eis ihn nicht mehr zu tragen vermochte. Nur mit großer Anstrengung konnte er sich herausarbeiten und so rasch es seine durchnäßten Kleider gestatteten, die Fahrstraße gewinnen, indem er bei jedem Schritte seines Gottes und Helfers gedachte. Vielleicht, daß dieser nun die Gnade haben und ihn mit dem bloßen Schrecken davontommen lassen werde. Denn selbst Hiob wäre nicht über seine Kräfte geprüft worden, da nichts davon geschrieben stehe, daß Weib und Kinder während seiner Krankheit gehungert haben.

„Wenn's Gottes heiliger Wille ist,“ sprach Sorle mit einem Seufzer. Leiser aber setzte sie hinzu: „Möge sein eigener Leib ihm verdorren, der die Grube geöffnet hat!“

Nathan schrie auf: „Wen meinst du, Sorle! Wem sollen diese harten Worte gelten?“

„Ihm, der dir diesen Fallstrick gelegt hat und den ich nicht zu nennen brauche. Ich habe schon meine eigenen Gedanken gehabt, als ich ihn so spät durch den Nebel schleichen sah: Der Mousche Löb, natürlich, von dem all unser Unheil gekommen ist.“

„Sorle, Sorle! Wie kannst du auf solche Gedanken geraten? Eine Kalkgrube mit Absicht öffnen, damit ein anderer hineinfallen möge! Nicht Christ, nicht Jude konnte wissen, daß ich bei diesem schlechten Wetter einen Feldweg einschlagen werde.“

„Christ nicht, aber Jude,“ versetzte die junge Frau aufs bestimmteste; „denn nur einer der Unseren konnte wissen, wie es einen Familienvater am Sabbathabend nach Hause treibt.“

„Sorle, der Schmerz redet aus dir und sucht dir deinen klaren Sinn zu trüben. Weise sie von dir, die bösen Gedanken! Denn so finsterner Argwohn löscht dem Menschen das Licht der Sonne und der Sterne aus und erzeugt erst das

Uebel, anstatt es abzuwenden. Doch nun will ich zu schlafen suchen, um morgen desto zeitiger wieder bei der Hand zu sein.“

V.

Der Morgen war da, doch Nathan machte keinen Versuch, sich von seinem niedrigen Lager zu erheben, wenigstens nicht, solange er Sorle in der Nähe wußte. Sobald sie aber hinausgegangen war, so suchte er sich abwechselnd in den Gebrauch seiner Gliedmaßen zu setzen, doch nur um jedesmal mit einem krampfhaft verhaltenen Stöhnen wieder davon abzulassen. Als Sorle aber wieder zurückkam, so that er, als ob er bloß der Wärme und Bequemlichkeit wegen noch im Bette verbleibe.

Am folgenden Tage aber machte Nathan keine weiteren Verstellungsversuche: er war krank, schwer krank, und fragte nun selbst danach, ob der Feldscher denn nicht bald kommen würde.

Sorle seufzte nicht mehr und klagte nicht; sie hatte einen Entschluß gefaßt. Still ordnete sie ihre Haushaltungsgeschäfte und gab Trum dann heimlich ihre Anweisungen, wie er den Vater und das Brüderchen bedienen müsse, falls sie längere Zeit nicht zurückkommen würde. Darauf fragte sie Nathan nach den Häusern, wo er noch etwas einzunehmen hätte, und machte sich einige Bleistiftnotizen.

„Was willst du thun, Sorle? Es ist fast eine Stunde nach Unterheimerthal.“

„Thut nichts, die Kranken müssen gestärkt, die Betrübten getröstet werden; und bei Wassersuppe und Kaffee kann man weder körperlich noch geistig wieder zu Kräften kommen. Halte mich daher nicht auf, denn ich müßte sonst ohne deinen Willen gehen auf dem Wege, den der Herr mich sendet.“ Und ihre Augen leuchteten voll heldenhafter Entschlossenheit.

„Nimm wenigstens den wattirten Mantel der Mutter um,“ bat Nathan.

Sorle ging ohne Widerrede in die Kammer, um das Kleidungsstück — so lang und weit es auch war — aus der

Kiste zu nehmen. Und dann vervollständigte sie ihren Anzug durch eine Wollhaube, deren Farbe von der ihres braunen Scheitels kaum zu unterscheiden war.

Es war schon später Nachmittag, als Sorle mit angstvoll beflügelten Schritten wieder zu Hause anlangte. Ein Huhn hatte sie mitgebracht und eine Düte mit Reis. Denn bis nach Unterheimerthal war sie gekommen und hatte fast überall, wo sie von ihres Mannes Unfall erzählte, das rückständige Schmusgeld erhalten. Zugleich aber hatte sie dabei ein anderes Geschäft angebahnt, das freilich nicht sofort in klingende Münze umgesetzt werden, gewiß aber mit der Zeit einen lohnenden Verdienst abwerfen konnte, nämlich das Lumpensammeln.

„Gott der Gerechte! Ein schwaches Weib mit einem schweren Lumpensack!“ rief Nathan entsetzt; und dann machte er einen Versuch, sich im Bette aufzurichten, als ob von längerem Liegenbleiben nun keine Rede mehr sein könnte. Erschöpft aber sank er sofort in die Kissen zurück, um dann vor Schmerz über seine Kraftlosigkeit in ein leises Weinen auszubrechen.

„Beruhige dich nur und sei guten Mutes,“ tröstete Sorle, „es ist ja glücklicherweise keine Lungenentzündung, wie zu befürchten stand.“

Und in der That bekam Nathan keine heftig auftretende und rasch verlaufende Entzündungskrankheit; aber sein Uebel war ein langsames, schleichendes, das ihm das Mark aus den Knochen und das Blut aus den Adern saugte. Und als er vom Arme seiner Frau und des Feldschers unterstützt zum erstenmal sich wieder auf die Füße stellen konnte, da war es, als ob ein böser Zauberer seine Gestalt verwandelt hätte. Schlank und biegsam zuvor, wenn auch nicht über Mittelgröße, war er jetzt wie ein altes Männlein zusammengebuckelt; und die klugen, grauen Augen, die stets so offen und frei ins Weite blickten, hafteten am Boden. Er konnte sie weder hierher noch dorthin wenden, ohne den gekrümmten Körper mitzubewegen,

so steif war sein Nacken, so ungelentig seine Schulterblätter.

Als Nathan sich von seinem ersten Schrecken etwas erholt hatte, da bat er, daß man ihn mit seinem Schöpfer auf einige Minuten allein lassen sollte. Sorle befolgte schweigend seinen Willen und kam erst wieder in die Stube, als sie von dem



Frum gerufen wurde, der sich bis dahin mit dem Brüderchen still in der Kammer verhalten hatte.

Eine Zeit lang weinten die schwer betroffenen Eheleute leise vor sich hin. Was hätten sie sich auch sagen sollen, das nicht jedes in der eigenen Seele schon erwogen hätte!

Nathan war jedoch von allzu frommer Denkungsart, um sich gegen das Unvermeidliche aufzulehnen. Er fand noch der

Dankesursache genug im freien Gebrauch seiner Gliedmaßen. Er konnte sich fortbewegen, Lasten fassen und auf dem Rücken tragen, sich seiner Familie nützlich machen. Sein Gesicht blieb zwar blaß und schmal, die milden schönen Augen von bläulichen Schatten umgeben; und die Brust gab einen pfeifenden Ton von sich, wenn er sich über die Maßen anzustrengen suchte. Allein die innere Kraft gewann bald den Sieg über die äußere Hinfälligkeit, sie leuchtete aus dem gesammelten Ernst seiner intelligenten Gesichtszüge, dem gütewollen Lächeln des feinen Mundes, dem wehmüthig-freundlichen Mienenspiel.

Und als dann die warmen Frühlingslüfte über die Hügel kamen und mit ihnen die ersten Schwalben, die ihre altgewohnten Nester unter dem weit vorspringenden Strohdach aufsuchten, da erwachte auch in Nathan der Erwerbssinn wieder, und es wurde beschlossen, daß er mit seiner Sorte den Lumpenhandel gemeinsam betreiben sollte.

Und das Geschäft breitete sich aus und gedieh; und wer nichts von Nathans Gebrechen gehört hatte und ihn mit seinem großen Lumpensack auf dem Rücken einherkeuchen sah, der mochte meinen, daß die äußere Last allein es war, die ihn so tief zur Erde beugte. Die aber, welche es anders wußten, erzählten ihren Kindern, wie so schlank der Lumpenmann in früheren Zeiten gewesen und von welchen Unglücksfällen er betroffen worden war. Auch fehlte es nicht an mancherlei Anspielungen, daß man dies nicht auf dem Gewissen haben möchte, wenn es wirklich wahr sein sollte, daß die Kalkgrube mit Absicht geöffnet wurde, um sich einen lästigen Konkurrenten vom Halse zu schaffen.

VI.

Dergleichen Gerede hat natürlich nicht versehen können, gelegentlich auch zu Ohren des Mousche Löb zu kommen, und dann blickte er noch finsterner und grimmiger unter seinen buschigen schwarzen Augenbrauen hervor, und die Kinder gingen ihm aus dem Wege, wo immer sie ihn kommen sahen.

Auch ließen Frau Fanny's gute Freundinnen sich's an-
gelegen sein, daß die üblen Nachreden auf den Mousche nie
alle wurden, zumal er, wie sie sagten, seine eigenen Kinder
nicht leiden könne, sogar das kleine Engeltchen, das Köstle,
nicht ausgenommen.

Der Mousche hatte in der That für seine Kinder wenig
Aufmerksamkeiten; es schien, als ob sie ihn im Grunde nichts
mehr angingen, besonders wenn ihre Mutter in der Nähe war.
War sie aber abwesend, so streifte sein Blick oft heimlich über
die dunklen Köpfe hin, um sich dann scheu hinwegzuwenden,
wie ertappt auf einer Uebelthat, wenn die ersten Kinderaugen
fragend und vorwurfsvoll an ihm hinaufstarrten.

„Sie hat gewählt zwischen mir und ihnen,“ entgegnete er
finster, wenn eine beherzte Nachbarin ihn über seine Hart-
näckigkeit zur Rede stellte.

War aber eines krank, so konnte er Nächte lang an dessen
Bager wachen, ihm die Arzneien verabfolgen und andere
Wärterdienste erweisen, doch ohne dabei ergriffen oder zärtlich
zu scheinen.

Auch als seine Frau im Monat Mai von einem Nerven-
fieber befallen wurde, konnte es keinen unermülicheren Kranken-
pfleger als den Mousche geben. Nächstelang kam er nicht
mehr aus den Kleidern, und das Haar sträubte sich ihm auf
seinem struppigen Kopfe, wenn sie in wilden Fieberphantasien
seinen Namen nannte, ihm Vorwürfe über seine Kälte und
Härte machte und ihn bei ihrem Bruder zu verklagen drohte.

Und als die finsternen Dämonen dann von ihr wichen, war
sie so schwach und hilflos, daß Mousche sie oft wie ein
Kind auf seine starken Arme nehmen und von einem Bett zum
anderen tragen mußte, wenn das Zimmer gelüftet und die
Wäsche gewechselt werden sollte.

Er that buchstäblich alles, was er ihr nur am Gesichte
ablesen konnte; aber so oft auch ihre großen braunen Augen
auf ihm ruhten — so oft sie auch die schmalen blassen Lippen

bewegen mochte, um das rechte Wort zu finden, der Mousche Löb blieb seinem Schwure treu und sprach all die schweren Wochen über kein einziges direktes Wort mit ihr. Waren die Kinder nicht zugegen, um als Vermittler zu dienen, so mußten es die Nachbarnsfrauen thun.

Als Fanny dann endlich genesen war und das Haus wieder verlassen konnte, wurde der Mousche vor den Vorstand des Synagogenrates geladen und wegen seines Verhaltens gegen seine Frau zur Rede gestellt.

„Habe ich nicht aller- und jederzeit meine Pflicht an ihr gethan?“ entgegnete Mousche mit fester Stimme und Haltung. „Habe ich's ihr und den Kindern an etwas fehlen lassen, das zu erschwingen in meiner Macht gelegen hätte? Das übrige aber ist meine Sache, und ich verbitte mir betreffs derselben alle ferneren Sinnmischungen.“

Und damit war er sicheren Schrittes und Blickes hinausgegangen.

Doch die Aeltesten — sei es auf Anstiften Fannys oder ihrer Mutter, die im Juni zu Besuch kam — wollten es bei diesem Bescheide nicht bewenden lassen. Sie berichteten an den Rabbiner in der Amtsstadt, der dann und wann zu einer Trauung oder einem Begräbniß kam; — und bei einer dieser Gelegenheiten ließ er sich auch den Mousche Löb vorstellen.

Der Mousche verhielt sich dem kirchlichen Würdenträger gegenüber achtungsvoll, wie sich's gebührte. Als dieser aber auf sein eigensinniges Verhalten gegen seine Frau zu sprechen kam, da sagte der Mousche nur, daß er das Sprechen auf drei Jahre geschworen habe, und über die Gründe glaube er niemand als seinem Gott und Schöpfer Rede stehen zu müssen.

Und was immer der geistliche Herr ihm über seine Verstocktheit auch noch vorstellen mochte, der Mousche blieb kalt und unererschütterlich und gab schließlich die Erklärung ab, daß er seiner Frau durchaus nichts in den Weg legen würde, falls

sie sich auch öffentlich von ihm trennen wollte, wie sie es bereits im geheimen wären.

Frau Fanny schien in der That keinen anderen Ausweg zu finden, um diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Denn anstatt mit der Zeit im Betragen ihres Mannes eine Annäherung zu bemerken, wurde ihr derselbe nur immer entfremdeter, ohne jedoch anderer Orten eine Zerstreuung zu suchen. Er wich um keines Haares Breite von der seinem Stamme eigenen Nüchternheit; und obgleich noch in seinen besten Manneszahren, blickte er sich nie nach anderen Frauen um — am wenigsten nach Sorle Ehrmann, der er stets — wer weiß wie weit — aus dem Wege ging, sofern sich dieses bewerkstelligen ließ.

„Da sieht man, was für ein schlechtes Gewissen er hat,“ pflegte Sorle dann zu ihrem Manne zu sagen; den Nagel aber hatte sie damit, trotz ihrer sonstigen Geschicklichkeit, nicht auf den Kopf getroffen, so wenig wie alle anderen, die sich einbildeten, in der Seele dieses merkwürdigen Mannes wie in einem aufgeschlagenen Buche lesen zu können.

Und als es dann wieder Frühjahr war, hieß es auf einmal, die Fanny sei im Begriffe, mit ihren beiden ältesten Kindern nach Amerika auszuwandern, und der Mousche habe keinen Einwand erhoben. Die beiden jüngsten wolle sie vorläufig in Mannheim bei ihrer Mutter unterbringen und sie später dann nachholen oder nachkommen lassen, falls der Mousche seinen starren Sinn nicht ändern würde.

Der Mousche aber that, als ob die ganze Sache ihn von allen Menschen am wenigsten berühre. Er ging Tag für Tag seiner Beschäftigung nach und schien es nicht zu beachten, daß daheim die Koffer und Kisten gepackt wurden und die Kinder alle neue Kleider und Hüte bekamen. Das Geld zu dieser Ausrüstung war theils vom Oheim in New-York, theils von der Großmutter geschickt worden, wie das kleine Rösle arglos erzählte, ohne daß der Mousche darauf angespielt hatte. Die

beiden ältesten dagegen gingen dem Vater stumm und scheu aus dem Wege, wenn er nach Hause kam; und die Fanny sah ihn zuweilen mit ängstlich fragenden Blicken an, als ob sie es noch immer nicht zu fassen vermöchte, daß er die unschuldigen Kleinen so gefühllos in die Fremde ziehen lasse.

Und als ob sie bis zuletzt auf eine Sinnesänderung gehofft hätte, war sie am Vorabend ihrer Abreise an Gesicht und Haltung kaum mehr wieder zu erkennen. Wie ein Schatten wankte sie einher in ihrer schlotternden Gewandung; und als sie von Freunden und Bekannten Abschied genommen hatte, mußte sie sich sofort zu Bette legen, so schwach und hinfällig war sie geworden.

Als aber am anderen Morgen der Mousche sich wie gewöhnlich auf den Weg nach Oberheimerthal machte, da rief Fanny ihm oben durchs Fenster nach, sie wollten doch ordentlichen Abschied nehmen und er solle den armen Kindern noch seinen Segen geben.

Er aber that, als hörte er es nicht, und eilte mit noch längeren Schritten als gewöhnlich zum Hofthor hinaus, unbekümmert um das Schluchzen seiner Frau und das Geschrei der hinter ihm her eilenden Kinder.

Doch Fanny wollte sich nicht abschrecken lassen. Hastig griff sie nach Hut und Mantel und folgte mit ihren vier Kindern dem Flüchtigen nach Oberheimerthal. Mitleidige Menschen verrieten ihr auch den Ort seines Aufenthalts; aber wenn sie durch die Vorderthüre des bezeichneten Hauses hineinging, entwich der Mousche durch die Hinterthüre. Es war eine Hezjagd, welche die Unvernünftigen zum Lachen, die Vernünftigen aber zu Thränen bewegte.

Nur den Segen für ihre Kinder wollte das unglückliche Weib noch haben: denn in Hinsicht ihrer Selbst war sie nun an jedem gültlichen Ausgang verzweifelt.

Der Mousche aber, als er sich im oberen Heimerthal nicht länger vor ihr halten konnte, ging ins mittlere; und sie mußte

endlich davon abstehen, ihm des weiteren den Weg zu verlegen, um nicht den Zug zu verfehlen, der sie mit ihren Kindern zu der Großmutter nach Mannheim bringen sollte.

„Und zweifelst du noch länger daran, daß so ein schlimmer Mann nicht auch zu Mord und Totschlag fähig ist?“ wandte sich Sorle an ihren Gatten, als sie ihm von der absonderlichen Heziagd zwischen den beiden Eheleuten erzählt hatte, die sich von Gottes und Rechts wegen doch die Nächsten auf der Welt sein sollten.

Sie stand in dem kleinen Gärtchen neben der Hausthüre, das nur erst einigermaßen wieder diesen Namen verdiente, so festgetreten und so öde war es unter den vorigen Bewohnern der Mühle gewesen; und nur der Hollunderstrauch vor dem Stubenfensterchen hatte an seine ursprüngliche Bestimmung erinnert. Jetzt war der Boden sorgfältig umgegraben und mit dem Schlamm des Mühlgrabens erhöht und gedüngt worden.

In dem kleinen Rondell wuchsen zwar erst einige Frühlingsblumen, Salat und Bohnen aber waren üppig ins Kraut geschossen, und Sorle hatte deren eine ganze Schürze voll, als sie dem heimkehrenden Nathan ihre Frage vorlegte.

Der Nathan ließ den schweren Lumpensack auf die breite Steinschleife vor der Thürschwelle gleiten und hielt sich Verschauens wegen einen Augenblick am Gartenzaune fest.

„Wirf du nicht auch noch einen Stein auf ihn,“ ermahnte er dann ernst; „denn wer so verhärtet scheint, muß schwer gelitten haben.“

„Aber Nathan,“ versetzte Sorle vorwurfsvoll, „daß du den bösen Mann immer noch in Schutz nehmen kannst! Und wenn er auch nichts auf dem Gewissen hätte, als daß er dich zum Bettler machte —“

„Sorle! Sorle! Es ist noch selten einer bankerott geworden, der sich von der Zukunft nicht goldene Berge versprochen hätte.“

„Doch wenn er seinen besten Freund mit sich ins Unglück

gerissen hat, muß er dann auch noch aus lauter Bosheit einen Angriff auf seine Gesundheit machen?“

Nathans Augen funkelten zornig auf, und ein hartes Wort suchte sich auf seine bebenden Lippen zu drängen. Doch gleich hatte er wieder die ihm eigene Selbstbeherrschung gewonnen, und mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer raffte er seinen Sack vom Boden auf und schritt Sorle voran in den Ausgang.

Aus der offenstehenden Küchenthüre schallten ihm die fröhlichen Stimmen seiner Knaben entgegen. Jubelnd nahmen sie ihm die schwere Bürde ab und zogen ihn liebevoll in die Stube, wo es jetzt so nett und freundlich wie in einem Puppenheim aussah. Frau Sorle hatte das Menschenmögliche gethan, um die Wände zu verkleben und weiß zu tünchen, den Backsteinen des Kachelofens einen roten Anstrich zu geben und die Ritzen der ausgetretenen Fußdielen mit weißem Sande zu verdecken. Und dies alles in die rosigen Strahlen der untergehenden Junisonne getaucht, daß von Schimmel und Moder keine Spur mehr zu entdecken war.

„Wenn du keine so vortreffliche Hausfrau und Mutter wärst, Sorle!“ versetzte Nathan, sich auf einen Stuhl niederlassend, „so hätte mich dein böser Argwohn in Betreff jenes Mannes schon lange an dir irre werden lassen. Und du bist doch sonst keine schlechte Menschenkennerin und solltest wissen, daß ein finsternes Gesicht nicht immer das Aushängeschild eines finsternen Herzens ist, und daß die größten Schurken nicht selten die lieblichsten Mienen aufsetzen und die süßesten Worte machen können. Und wie vermag ein gefallener Mensch sich wieder aufzurichten, wenn jedes, anstatt ihm tragen zu helfen, einen Stein auf ihn wirft, seine eigene Frau vielleicht nicht ausgenommen; denn es ist nicht jeder so glücklich, eine Sorle zu haben.“

Jetzt lächelte die so Zurechtgewiesene, und während sie das weiße Tisch Tuch zum Nachtmahle ausbreitete, sagte sie nach

einem Seufzer: „Aber bedenke doch nur — den armen Kindern nicht einmal seinen Segen zu geben! Und wer weiß, ob er sie je im Leben wieder sehen wird; denn das Wasser hat keine Balken, wie du weißt.“

„Sorle!“ rief Nathan fast aufschreiend. Und dann umschlang er krampfhaft das Haupt des sich an seine Schulter lehrenden Aeltesten, als gälte es, ihn vor einem drohenden Unheil zu schützen.

VII.

Es ist nur zu wahr, daß das Wasser keine Balken hat, so leicht man auch geneigt sein mag, auf statistische Nachweise gestützt, diese Gefahr gering zu achten.

Wenn aber wieder einmal die Nachricht von einem Schiffsunglück durch die Zeitungen läuft, dann vernimmt jedes sie mit Entsetzen und Grausen und wundert sich, wie so viele Tausende, oft ganz ohne Not, sich dem tödlichen Elemente auf gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauen mögen.

Dies war auch beim Untergang der „Lufatia“ der Hamburger Linie der Fall, die während eines dichten Nebels an den gefürchteten Klippen der Scilly-Inseln aufgefahren und gestrandet war. Nur wenige waren gerettet worden, und Frau Fanny Lobb nebst Kindern aus Klein-Giechheim in Baden war nicht unter diesen wenigen.

Dem Mousche war diese Kunde um so unvermittelter und schonungsloser mitgeteilt worden, als man allgemein von der Ansicht ausging, daß es eines starken Hammers bedürfe, um aus dem harten Kiesel seines Herzens einen Funken Gefühl zu schlagen.

Man hatte ihn zu diesem Zwecke in den „Engel“ gerufen, als er gleichgültig einherschleudernd seinem Tagewerk nachging.

Der Mousche Lobb aber starrte den Sprecher und das ihm unter die Nase gehaltene Zeitungsblatt einen Augenblick an, als ob er das Gehörte nicht zu fassen vermöchte. Dann ver-

zertrten sich seine Flügel, er begann zu wanken und griff mit beiden Händen in die Luft wie ein Versinkender.

Wirtsleute und Gäste wichen erschrocken zur Seite, wie von einem, welchen der Zorn des Himmels getroffen hat. Aber noch ehe sie sich bewußt werden konnten, daß dies nicht die Anzeichen eines verhärteten Gemüthes und stumpfen Gewissens seien, hatte der Mousche Löb sich aufgerafft und war, ohne einen Laut von sich zu geben, seiner Wohnung zugestürzt.

Niemand wagte es, ihm zu folgen und ihm Trost anzubieten. „Die arme Frau mit den Kindern thut uns leid,“ hieß es; „aber ihm ist recht geschehen; er hat's nicht besser haben wollen.“

Und so warf ihm jedes einen Prügel nach.

Der Mousche Löb aber ist von Stund' an von keinem mehr gesehen worden. Seine Flurnachbarn wollten in der Nacht ein wiederholtes Mechzen und ruheloses Hin- und Herwandern auf seiner Stube gehört haben; des anderen Morgens aber blieb dieselbe verschlossen, ohne daß von innen der Schlüssel steckte. Und als die Thüre auf Befehl des Bürgermeisteramts dann gewaltsam erbrochen wurde, da war nirgends eine Leiche zu finden, wie man vermutet hatte, und auch sonst keine Unregelmäßigkeit und Unordnung wahrzunehmen.

Die Nachricht von dem rätselhaften Verschwinden des Mousche Löb hatte sich noch am gleichen Tage über die Nachbarhöfner verbreitet, und man erfuhr dann, daß der Unglückliche auf der Station Oberheimerthal in der Richtung nach Heidelberg mit dem Frühzuge abgefahren war.

Da der Mousche in seinem Heimatdorfe keine nahen Verwandten zurürließ, wurden dann auch keine weiteren Nachforschungen angestellt. „Er wird schon wieder kommen,“ sagten die Leute achselzuckend und in einem Tone, dem man es anhörete, daß sich kein Mensch über das Nichteintreffen dieser Prophezeiung gegrämt haben würde.

Nur einer gab Anzeichen einer tieferen Teilnahme in be-

treff des Verschwundenen, und dieser eine war Nathan Ehrmann, der Lumpensammler. Nicht daß die Leute die Sprache seines ausdrucksvollen Mienen- und Gebärdenspieles verstanden hätten — es mußte nur allmählich auffallen, wie geflissentlich er jedem Gespräch über den Mousche aus dem Weg zu gehen suchte, wie peinlich er sich von dem allgemeinen Verdammungsurteil betreffs desselben berührt fühlte.

Anders das Sorle! Die Frau konnte während ihrer Geschäftsgänge des langen und breiten mit den Bauernfrauen über den Mousche Löb verhandeln und die Gerechtigkeit Gottes rühmen, der sich seiner nicht spotten lasse und den Menschen immer das zu ernten gäbe, was sie gesäet haben.

In diesen Ergüssen war sie um so unerschöpflicher, als sie sich zu Hause über dieses Thema nicht mehr aussprechen durfte, um ihren sonst so gelassenen Gatten nicht aufzuregen und zum Zorn zu reizen.

„Ja, so bist du halt!“ eiferte sie eines Abends, als er sie wieder einmal zurechtgewiesen hatte; „ich glaube, du würdest ihm dein Vermögen noch einmal zur Verfügung stellen, falls wir überhaupt noch über etwas zu verfügen hätten.“

„Und du magst wahr geredet haben,“ entgegnete Nathan ruhig, „denn der Mousche ist sicherlich am meisten zu beklagen. Wie viel muß über einen sonst guten Menschen gekommen sein, bis seine Natur sich so verkehrt hat, daß er ihre Sprache nicht mehr zu verstehen vermochte.“

Und er strich mit leise bebenden Händen über den Scheitel des Kleinen Männle, der während des Abendessens auf den Knien seiner Mutter eingeschlafen war. Draußen im Grasgarten aber jagte der Frum eine verspätete Henne, die erst vor einigen Tagen eingethan worden war und deshalb den Weg zu ihrem Ställchen noch nicht finden konnte.

Ueber den Feldern und Wiesen lag eine traumhafte Stille, die nur zuweilen vom Gesang der heimkehrenden Schnitter unterbrochen wurde.

Sorle stand geräuschlos vom Tische auf, um den schlummernden Knaben in sein Bettchen zu tragen. Dann räumte sie stille hin und her gehend die Ueberreste des bescheidenen Mahles vom Tisch, und jetzt kam auch der Frum zurück, der die widerspenstige Henne endlich in die Enge getrieben und dann an den Flügeln erfaßt und in ihr Ställchen getragen hatte. Er war in tiefe Gedanken über das Problem versunken, wie viele Eier eine solche Henne wohl auf einmal ausbrüten könne und wie lange sie auf denselben sitzen müsse. Und als er darüber die Mutter fragen wollte, stieß ihn diese mit dem Ellbogen an und deutete auf den in der Tischdecke eingeschlummerten Vater, worauf Frum sich auf den Behen in die Kammer schlich, um sich so leise als möglich auszukleiden.

Dann war es so stille in der Stube, daß man in dem morschen Gebälk den Holzwurm pochen hörte, während der Nachtwind den Geruch des frischgemähten Dhmtragras vom Wiesenthale herübertrug.

„Warum nur der Nathan so erschöpft sein mag?“ dachte Sorle in bekümmertem Herzen. „Gewiß hat er wieder mehr als gewöhnlich an Rückenweh gelitten, so wenig er sich's auch merken lassen wollte. Möge er auf Rattern und Skorpionen liegen, der ihm dies angethan hat!“

Den Namen aber wagte sie selbst in Gedanken nicht mehr hinzuzufügen, aus Angst, daß er sich ungerufen auf ihre Lippen drängen und dem Nathan erneutes Aergernis bereiten würde.

Nach einer Weile hörte man von der Ferne das Pfeifen und Schnauben einer Lokomotive und dann ein Geräusch, wie von einem abrollenden Zuge.

„Es giebt sicherlich Regen,“ dachte Sorle, denn nur der Westwind ließ dergleichen Klänge hörbar werden.

Dann ging sie in die Kammer, um nachzusehen, ob der Frum nicht etwa sein Abendgebet vergessen habe; allein die tiefen, regelmäßigen Atemzüge des Knaben zeugten, daß er bereits in festem Schlafe lag.

In die Stube zurückgekehrt, ging sie mit sich zu Rate, ob sie den Gatten aufwecken oder ruhig schlummern lassen sollte. Sie konnte zu keinem Entschluß gelangen, trat jedoch ans Fenster, um es vorsorglich zu schließen, damit der leicht Bekleidete sich nicht erkälte.

„Auch noch ein später Wanderer,“ murmelte sie, als sie im Dämmerlichte eine dunkle Gestalt auf der Landstraße in der Richtung von Oberheimerthal erblickte. „Und leicht zu tragen hat der auch nicht; man sieht's an seinem wankenden Gang. Er wird wohl mit dem Zug gekommen sein.“

Als sie dann über eine Weile desselben Weges blickte, befand sich der Wanderer noch an der nämlichen Stelle, nur noch unansehnlicher — zu Boden gedrückter.

„Ein solch altes gebrechliches Männchen sollte man nicht mehr allein über Feld gehen lassen,“ seufzte sie mit rasch erwachtem Mitgefühl. Dann sah sie, wie der Wanderer sich aufraffte und so schwerfällig und langsam einhertaumelte, daß man sich einbilden konnte, seine pfeifenden, keuchenden Atemzüge zu hören. Oberhalb des Mühlweges machte er Halt, um jetzt — o Wunder! rechts nach ihrer Wohnung abzubiegen.

Sorle erschrak fast ob dieser Wahrnehmung und trat vor die Thüre; denn sie vermeinte nicht anders, als daß der Wanderer sich eines Auftrages entledigen, oder nach dem Wege fragen wolle.

Und als die gebeugte Gestalt ganz in ihrer Nähe war und sie den Mund bereits zu einer Frage öffnen wollte, da prallte sie auf einmal an die Wand zurück, als hätte sie mit einer unsichtbaren Art einen Schlag vor den Kopf bekommen.

Die wankende Gestalt streckte wie beschwörend die Hände nach ihr aus, Sorle aber wich noch tiefer in den dunklen Flur zurück, um sich im nächsten Augenblick wieder aufzuraffen und nach der Hausthüre zu stürzen. Doch war es zu spät, dieselbe ins Schloß zu werfen: der Wanderer war hart vor Sorles Füßen auf der Schwelle zusammengebrochen.

„Fort, fort!“ rief sie aus Leibeskräften mit wildblodernden Augen. „Deine Nähe ist Verderben, dein Atem ist Tod! Nathan, Nathan!“ Und sie eilte mit in die Höhe geworfenen Armen der Stube zu, wo der Schlummernde verwundert die Augen aufschlug und ihr schlaftrunken entgegentaumelte.

„Was giebt's? Was ist geschehen? So sprich doch, Sorle!“

„Der Verräter — der von Gott Verfluchte auf der Schwelle unseres unschuldigen Hauses! Hilf, hilf!“ rief sie mit überstürzten Worten und angstvollen Gebärden.

Doch sie rasch beiseite schiebend, eilte Nathan dem Vorplaze zu:

„Mousche, Mousche! Bist du krank, oder verfolgt und flüchtig?“ Und er beugte sich über den Gesunkenen, um ihn aufzurichten.

„Hinweg von ihm!“ schrie Sorle, ihn an der Schulter zerrend. „Berühre nicht die Hand, die dich in Armut und lebenslängliches Siechtum gestürzt hat!“

Da stöhnte der so schwer Verklagte auf, als hätte er einen Stich ins Herz bekommen: „Sie lügt, sie lügt! Alle lügen sie, die mich je einer üblen Absicht gegen dich bezichtigen konnten.“ — Und ein qualvoller Hustenanstoss folgte der fiebernden Rede.

„Ich wußte es immer,“ versetzte Nathan erbarmungsvoll; „und zum Zeichen dessen, daß ich niemals einen Groll gegen dich gehegt habe, fasse ich hiermit deine Hand und heiße dich willkommen, was auch immer dich hierher geführt habe.“

Mousche ergriff die dargebotene Rechte mit festem Drucke, um sich langsam daran in die Höhe zu richten.

„Dank,“ keuchte er, „Dank, Nathan! Doch daß ich dies heute erst erfahren muß! — — Und wie vieles hätte anders werden können! — — Jetzt aber ist alles zu spät, zu spät!“ — Und eine unaussprechliche Qual lag in den abgebrochenen Worten.

„Ach Gott!“ rief Nathan, den Wankenden kräftig unter-

stehend, „sie wollten mich ja alle glauben machen, daß du einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen hättest.“

„Der Stolz, der Stolz!“ stieß Mousche aus feuchender Brust hervor. „Wie oft, wenn ich deiner von ferne ansichtig wurde, hat sich mir das klärende Wort auf die Lippen drängen wollen! Doch preßte ich es zurück und wich zur Seite, um dich nicht merken zu lassen, wie nahe mir die Thränen waren. Und damals, als du in die Grube fielst, da würde ich vielleicht gekommen sein, wenn es nicht mein eigener Schwager gewesen wäre, der das Unheil angestiftet hatte. Gewiß wollte er mich in die Enge treiben; denn er war ein Schwächling und fürchtete sich vor meiner Körperkraft. Es hat auch nur eines Streiches bedurft, um mich seiner zu entledigen; aber daß du mir so nahe auf dem Fuße folgen und abermals um meinetwillen ins Unglück kommen mußtest, meine rechte Hand würde ich darum gegeben haben, wenn ich es damit hätte ungeschehen machen können.“

„Ja, ja, die Menschen sind meistens besser, als sie scheinen! Doch jetzt komm in die Stube und laß dir eine Erfrischung gefallen; denn du scheinst tief erschöpft, vielleicht gar krank zu sein.“

„Lebensmüde, Nathan! Und ich werde es auch nicht mehr lange machen. Da drinnen ist etwas auseinander gegangen — aber es ist alles einerlei! Ich kann und will nicht mehr genesen; denn mir graut vor dem Leben und seinen gräßlichen Verschuldungen. Nur sterben und zur Ruhe kommen, nachdem ich dir meinen letzten Willen bekannt gemacht habe. Denn dir vertraue ich, wie keinem anderen.“

Und er ließ sich willig in die Stube führen, ohne daß Sorle ein Wort oder einen Ton von sich zu geben wagte. Still ging sie in die Küche, um die Lampe anzuzünden, und jetzt erst erkannte man, was aus dem seltsamen Gast in den wenigen Wochen geworden war: ein alter Mann mit verwirrten, grauen Haaren, eingesunkenen Schläfen, hohlen Wangen

und fieberglühenden Augen, deren heißen Rändern es anzusehen war, daß sie seit lange keinen Schlaf und keine Thränen gefannt hatten.

Nathan schaute mit starren Augen auf die gebrochene Gestalt des einstigen Freundes und warf dann einen flehenden Blick zur Zimmerdecke. Allein noch ehe er wußte, was er für den Bessagten zu thun vermochte, war dieser vom Stuhl auf den er sich mit Nathans Hilfe niedergelassen hatte, auf den Boden gesunken, und seine Hände griffen zitternd in die Leere, um sich dann wie im Krampf über der röchelnden Brust zu ballen.

Nathan versuchte es, den Entkräfteten aufzurichten, und als er keinen Erfolg damit hatte, riß er seinen Rock vom Leibe und formte ihn zum Kissen, um es dem Nechzenden unter den Kopf zu schieben.

Nach einer langen Stille begannen die gekrümmten Glieder des Betrübten sich zu lösen, und ein sanfter Schummer senkte sich auf seine zuckenden Augenlider.

Scheu und wortlos stand Sorle noch auf dem gleichen Fleck und starrte auf ihren Gatten, der sich um den kranken Mann wie eine Mutter um ihr Kind bemühte.

„Wir müssen ihm unsere Betten unterlegen, sobald er sich ein bißchen erholt hat; denn auf der harten Diele können wir ihn so nicht liegen lassen,“ flüsterte Nathan.

„Warum nicht? Hat er dich und die Deinen etwa leichter gebettet?“

Da traf sie ein Blick aus Nathans entrüsteten Augen, daß sie erschrocken davonschlich, um das Gewünschte vorzubereiten.

Plötzlich kam es Nathan in den Sinn, daß der Mousche vielleicht durch Hunger und Entbehrung nicht weniger, als durch die Mühsale der Reise so geschwächt worden sei, und als Sorle wieder aus der Kammer kam, theilte er ihr rasch

es anzueine Gedanken mit und hat, daß sie sofort nach Eichheim eilen
Thränen und etwas Wein und Zwiebad holen solle.

Sorle machte sich ohne Widerrede auf den Weg, doch
chene Gesicht um des ihr verhaßten Mannes, sondern um Nathans
flehenden willen.

as er für Dieser hatte seine Armut vielleicht noch nie so schwer als
m Stuhl in diesem Augenblick empfunden. Er sann und sann, wie er
hatte, au den Kranken wieder zu Kräften bringen könnte, und wußte
erd in vorläufig nichts, als die Kanne mit frischem Brunnenwasser
den Bräu zu füllen und dann ein Bettstück nach dem anderen aus der
Kammer zu holen und es bereit zu halten, bis der Mousche
ten, und sich wieder rühren würde.

Und als ob dieser die angstvoll auf ihn gehefteten Blicke
des Freundes fühlte, that er einige stöhnenden Atemzüge und
schlug dann die Augen auf.

Nathan ließ sich auf die Knie nieder, um den Kranken
in seine Arme zu nehmen und aufzurichten.

„Daß mich, Nathan!“ flüsterte dieser abwehrend; „denn
ich habe vielleicht nur noch mit Minuten zu rechnen. Es ist
ja des Glücks genug für mich, daß mir noch so viel Kraft
vergönnt war, mich bis zu deinem Hause zu schleppen. Nathan,
wollte ich sagen, und nochmals deine Hand erfassen, glaub's
nicht, daß ich dich je mit Absicht hätte schädigen können. Ich
bin mehr unglücklich als schlecht gewesen; und das sollst du
auch meinen Kindern sagen, wenn sie aufgewachsen sind und
es verstehen können; denn dir würden sie glauben müssen, so
sehr sie auch durch andere gegen mich eingenommen wären.“

Und ein dumpfes, qualvolles Stöhnen entrang sich seiner
Brust, und mit erloschener Stimme, die sich nur allmählich
wieder zu festen begann, fuhr er fort:

„Sag' ihnen, Nathan, sie sollen mir verzeihen, daß ich
ihnen die Mutter und Geschwister in den Tod getrieben habe.
Es geschah nicht aus Herzenshärteigkeit und grundlosem Eigen-
sinn, wie die blinden Menschen mir vorzuwerfen pflegten,

sondern — ach Gott, Nathan! Wie könnte ich es beschreiben was für ein Geist in mich gefahren ist, als meine Frau durch Ziehung ihres Vermögens den Anstoß zu meinem und deinem Ruin gegeben hat. Mein eigenes Unglück hätte ich ihr mit der Zeit vielleicht verzeihen können, nicht aber, daß sie mir die elenden fünfhundert Gulden weigern konnte, die ich fast auf den Knien für dich erfleht hatte, als man dich aus deinem Hause trieb. Es war ja so wenig im Vergleich zu ihrem Barvermögen, und du hättest damit Zeit und einen vorläufigen Halt gewinnen können, bis ich auswärts eine Anleihe gemacht hätte. Aber nichts, gar nichts hat sie mir geben wollen, und das war es, was sich mir in Mark und Bein gefressen und wie ein zweischneidiges Schwert zwischen unsere Seelen und Leiber gelegt hat. Ich konnte ein Weib nicht mehr mit Mannesaugen betrachten, welches mich um unserer Kinder willen aufgeopfert und in meinen kräftigsten Lebensjahren zu einer wirtschaftlichen Null gemacht hat. Und je grimmiger ich dreinschaute, desto verzweifelter war ich über den Treubruch meiner Frau; denn so empfand ich es. Ob dies recht gewesen ist, das zu richten ist nicht Menschensache. Ich würde noch heute nicht anders handeln können, wenn sie durch ein Wunder des Himmels wieder zum Leben käme. Nur daß ich meine unschuldigen Kleinen nicht gesegnet habe, das ist's, was mir das Herz gebrochen hat. Ich glaubte ihre Mutter zu treffen, und habe mich selbst geschlagen; denn die Kinder sind nicht weniger mein, als ihr gewesen. Und deshalb wollte ich an den beiden jüngsten sühnen, was noch zu sühnen ist. Du sollst ihnen sagen, daß ich sie wochenlang gesegnet habe — Tag und Nacht, zu Land und zu Wasser — denn ich bin bis nach England gekommen, um das weite Grab mit Augen zu sehen, das meine Lieblinge verschlungen hat; es ist keine der Leichen ans Land geschwemmt worden.“

Der Ausdruck seiner Augen wurde gläsern und starr. Es war die Hand des Todes, die sich auf den Röchelnden her-

niederfenkte, und mit einem entsetzten Aufschrei griff Nathan nach der Wasserflasche, um dem Sterbenden Lippen und Stirne zu nezen.

An sich selbst — und was wohl Sorle zu dem allem sagen würde, dachte er keinen Augenblick. Er horchte nur immer gespannt auf den Hof hinaus, ob sie nicht endlich mit dem Weine komme. Er vergaß in seiner Angst, daß es im besten Falle einer halben Stunde bedurfte, um ins Dorf und wieder zurück zu kommen.

Und als ob der Sterbende fühlte, wie rasch sein Lebensfaden nun reißen würde, raffte er nochmals seine letzte Kraft zusammen, um seinen Bericht zu Ende zu führen — doch waren die Worte nur noch unzusammenhängend und kaum mehr vernehmbar: „Hamburg — — Hilfe der Glaubensgenossen — — gute Menschen überall — —“ stammelte er in gebrochenen Lauten, und dann mit einer schier übermenschlichen Kraftanstrengung: „Danke, Nathan, Dank und Gottes Segen über dich und deine Kinder, daß du mir das Sterben so erleichtert hast! — —“ Dann noch ein röchelnder Laut — ein letztes Zucken der Hände — und über das fahle Totenantlitz zog ein so friedvolles Lächeln, wie man es im Leben an dem trotzigen Manne nie gesehen hatte: das Lächeln der Erlösung aus unheilbarer Herzensqual.

Leise strich der Nachtwind über das niedrige Strohdach hin.

VIII.

„Jis gadal wjiska dasch — — es werde geheiligt sein großer Name —“ las Nathan aus einem vor ihm liegenden hebräischen Buche, als Sorle leise die Hausthüre öffnete.

„Himmel!“ rief sie, „das Radischgebet!“ Und sie wußte, daß ein Toter im Hause war.

„Nur die Buben nichts merken lassen!“ war ihr erster Gedanke, als sie sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatte. Für den Verschiedenen selbst hatte sie weder Worte noch

Thränen; nur der tiefe Schmerz ihres Mannes erfüllte sie mit innigstem Mitgefühl.

Anderß die Bewohner der umliegenden Ortschaften, unter denen der Verstorbene seinen Handel und Wandel gehabt hatte. Wer nur konnte, suchte ihm noch einen Liebesdienst zu erweisen, und war es auch nur das letzte Geleite bei Ueberführung der Leiche auf den Eichheimer Judentirchhof. — —

Auch Sorle lernte des Schwergeprüften allmählich mit einiger Milde gedenken, zumal es ihr so häufig Veranlassung gab, in solch rührender Weise ihres Gatten zu erwähnen. Sie wurde des Erzählens niemals müde, wie der Mousche an jenem Sommerabend in ihr Haus gekommen — oder vielmehr gefallen war — was sie und der Nathan gesprochen hatten, wie ihr zu Mute war, als sie bei ihrer Rückkehr einen Toten fand und denselben einige Tage im Hause behalten mußte.

Daß er ein „böser, böser Mann“ gewesen sei, wollte sie sich dessenungeachtet niemals ausreden lassen; und Nathan mußte es schweigend hinnehmen, wie ein Naturereignis, an dem sich nichts ändern und verbessern läßt.

Vielleicht sei es gut, meinte er scherzend, daß Frau Sorle, wie alle Weiber, ihre Mängel hätte, damit sie als vollkommener Engel ihm nicht eines Tages davon und in den Himmel fliegen würde.

So versuchte er es selten mehr, sie in betreff seines Jugendfreundes umzustimmen. Nur auf dessen hinterlassene Kinder mußte er, so oft es ging, das Gespräch zu lenken; und Sorle hätte keine echte Mutter sein müssen, wenn nicht wenigstens das Loos der armen Waisen ihr zu Herzen gegangen wäre. — —

Jetzt sind mehr als zwanzig Jahre vergangen, seit das Grab sich so früh über dem einst so starrköpfigen Mousche Löb geschlossen hat; und wer jetzt auf der großen Straße zwischen Heimertal und Eichheim in die Nähe des Grenzsteines kommt, der kann wieder den Gang eines Mühlrades vernehmen. Aber

es ist ein völlig gleichmäßiger, ununterbrochener — sei es Sommers- oder Winterzeit, Dürre oder Regenwetter.

Denn aus der niedrigen verfallenen Wassermühle ist eine stattliche Dampfmühle geworden, und wo vormals ein moosbewachsener Giebel und ein verwaschenes Strohdach hinter Erlen- und Zwetschgenbäumen hervorlugte, da sieht man dieselben jetzt weit überragt durch ein freundliches rotes Ziegeldach. Das Haus ist um ein volles Stockwerk erhöht worden, und schon spricht man von einer weiteren Vergrößerung.

Den Nachkommen des Lumpensammlers Nathan Ehrmann ist eben alles zuzutrauen, so augenscheinlich ruht die Gunst des Himmels und der Menschen auf ihren Unternehmungen — besonders seit in der Mühle abermals ein junges Weib hantiert — schwarzgelockt, aber zierlich und klein, wie die immer noch jugendfrische und leichtfüßige Sorle, die jedoch schon seit Jahren keine Lumpen mehr zu sammeln braucht.

Auch Nathan, der stille milde Dulder, hat keine Rückenschmerzen mehr; denn er ist zu seinen Vätern versammelt worden. Die Kraft seines gebrechlichen Körpers hatte mit seiner starken Seele nicht gleichen Schritt halten können.

Das Glück der jungen Müllerleute aber hat er noch erleben und begründen dürfen; denn es war vor allem sein eigenes Werk gewesen, daß der Frum und das Kösele — das jüngste Töchterchen des Mousche Löb — sich in Liebe zu einander neigten. Der Nathan hatte eben das kleine, feine Ding stets lieb gehabt, schon damals, als er ihr die letzten Grüße und Segenswünsche ihres sterbenden Vaters übermittelte. Sie war dabei so über ihr Alter gerührt und verständig gewesen, daß Nathan sie nicht mehr aus den Gedanken verlieren konnte.

Auch Kösele hatte ihm eine Anhänglichkeit bewahrt, die mit den Jahren nur immer größer wurde, so daß sie als heranwachsendes Mädchen öfters zu Besuch nach ihrem Geburtsort kam, um das Grab des Vaters zu pflegen — und

auch, um den Ehrmannsleuten ihre Liebe und Dankbarkeit zu bezeigen.

Dies war für Frum dann wieder ein besonderes Freudenfest, zumal nachdem er seine Lehr- und Wanderjahre ruhmvoll bestanden hatte. Sorle hatte dazu am Anfang kein besonders freundliches Gesicht gemacht, weil dem Rösle nach Abzug ihrer Erziehungskosten wenig oder kein Vermögen blieb, und die Großmutter ihr auch nichts hinterlassen konnte, so daß sie als Magd bei fremden Leuten einen Unterstand suchen mußte.

„Gerade deshalb ist sie mir um so viel mehr willkommen,“ schlug Nathan lächelnd ihre Einwendungen nieder, „damit sie unseren Frum so glücklich mache, wie du seinen Vater gemacht hast, Sorle, und wie es vielleicht auch ihre Eltern geblieben wären, wenn der unglückselige Mammon sich nicht zwischen ihre Seelen und Herzen gedrängt hätte.“

Seit aber Frum auf der Bäckereiausstellung in Stuttgart für die vortreffliche Beschaffenheit seiner Mazzos den ersten Preis davongetragen hat, ist Sorle völlig mit seiner Heirat ausgeföhnt; denn Rösle war es gewesen, welche das Gebäck hergestellt und seither zu ihrer besonderen Specialität gemacht hat. Von weither pflegen alljährlich die Bestellungen einzulaufen, und die junge Frau muß sich gehörig rühren, um dieselben alle berücksichtigen zu können.

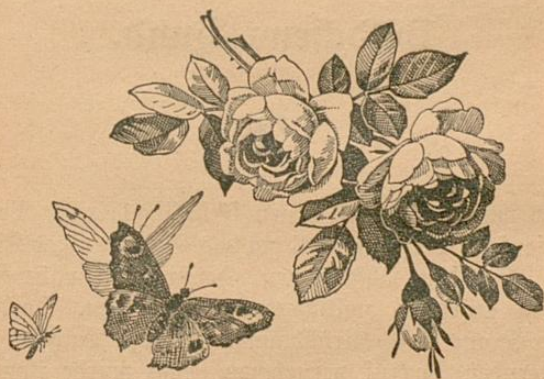
Der Männle aber, der in einer größeren Stadt Badens als Unterlehrer angestellt ist, spricht schon seit mehreren Ferien davon, daß eine Frau, die, wie einst seine Mutter, ihr Vermögen mehr im Kopf als im Beutel trägt, eigentlich noch besser für einen Angestellten, als für einen Handelsmann passe. Denn das Einteilen und Zusammenhalten innerhalb des Hauses sei doch mehr der Natur einer Frau entsprechend, als sich nach außen einen Erwerb zu suchen.

Sorle schweigt auf all diese Anspielungen, wie stets, wenn das Reden zwecklos wäre.

Das Rösle aber weiß, worauf der schöne stattliche Schwager

es abgesehen hat; doch da er noch in einem Alter ist, wo man oft über Nacht seine Ansichten ändert, findet auch sie es am geratensten, die Sache einstweilen sitzen zu lassen, bis sie „von selber krabbelt“.

Dies wird freilich erst eines äußeren Anstoßes bedürfen, worauf der Männle auch schon seit Jahren gewartet hat, nämlich auf seine Anstellung als Hauptlehrer, die bei seinem Fleiß und seinen Fähigkeiten indessen nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.



anbarkeit

Freuden-
ruhmvoll
besonders
zug ihrer
und die
ß sie als
mußte.
kommen,
damit sie
gemacht
geblieben
zwischen

Stuttgart
n ersten
r Heirat
s Gebäc
gemacht
n einzu-
um die-

Badens
n Ferien
hr Ver-
och besser
t passe.
s Hauses
als sich

s, wenn

chwager